

MARTIN ROOS

ZEELANDGEHEIMNIS

Kriminalroman

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: [photocase.de/Reilika Landen](http://photocase.de/Reilika_Landen)

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Dr. Marion Heister

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2023

ISBN 978-3-7408-1693-3

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

*Wir sind niemals zufrieden mit dem, was wir haben,
sondern verlangen jederzeit etwas, das wir nicht besitzen.*

Jacob de Bucquoy (*1693),
Kartograf und Landvermesser

Da sein Hund Brioche normalerweise jede Art von Wasser mied, wunderte sich Jakob Bokma, als sich die kleine Französische Bulldogge unvermittelt in die Wogen stürzte. Die zeeländische See war an diesem kalten Frühjahrmorgen stark aufgewühlt. Der Wind riss die Schaumkronen von den Wellenkämmen und fegte den Sand so mächtig über den Strand von Zoutelande, dass sich Bokma schützend die Hand vor Augen hielt.

»Brioche«, rief er. Die kraftvolle Gischt nahm ihm die Sicht. Der Hund war kein guter Schwimmer. Mit seinen kurzen Beinchen und dem viel zu schweren Kopf grenzte es für Bokma an ein physikalisches Wunder, dass er nicht sofort abhoff. Einen Hund hatte er nie haben wollen. Doch Brioche war ein Erbstück seiner Tante. Und wenn seine Frau Tess auf Konzertreise war, musste er sich um ihn kümmern – auch in seinen Ferien in Zeeland, die er eigentlich lieber allein verbrachte. Hätte er geahnt, dass der Hund gerade auf eine Spur gestoßen war, die sein Leben und das seiner Familie noch in große Gefahr bringen würde, hätte er Brioche niemals als Erbe akzeptiert.

Jakob Bokma kniff die hellblauen Augen zusammen und blickte in die krachende Brandung. Irgendwann würde der Hund schon wieder auftauchen. Doch er war nirgends zu sehen.

»Brioche«, rief er wieder. Der Sturm aus Südwest schluckte jeden Ton. Endlich sah er ihn. Brioche schob etwas vor sich her. Treibgut, dachte Bokma. Oder gar eine Robbe? In jedem Fall musste es eine besondere Beute sein, denn anders konnte er sich den Eifer des Hundes nicht erklären. Kalt wirbelten die Böen über den Strand. Bokma schlug den Kragen seines dunkelblauen Colanis hoch und schob sich die wollene

Dockermütze tiefer ins Gesicht, sodass am Hinterkopf das dunkle Haar struppig hervorlugte. Der Grauschleier war nach gut fünfzig Lebensjahren unübersahbar.

Brioche schien keinen Zentimeter voranzukommen. »*Godverdorie*«, fluchte Bokma leise und stakte dem Hund in seinen Gummistiefeln durch die kalte Strömung entgegen. Die See brach auch am oberen Teil des Strandes noch mit so viel Wucht, dass er sich mit aller Kraft gegen sie stemmen musste und klitschnass wurde. Es war etwas Blaues, das Brioche vor sich herschob. Die Stürme warfen immer wieder Ungewöhnliches an Land. Bokma hatte es oft beobachtet. Dieses Mal war es eine blaue Kunststofftonne. Und Brioche fühlte sich ganz offensichtlich als ihr neuer Besitzer.

Bokma zog beide aus dem Wasser. Die Tonne war schwer. Brioche knurrte und wollte nicht ablassen. Doch Bokma drückte ihn wortlos zur Seite. Dann setzte er das Fass aufrecht in den Sand und versuchte, den Spanning zu lösen. Er klemmte. Bokma zog noch einmal, zweimal, dreimal. Schließlich zerrte er so fest, dass der Deckel mit einem lauten Ploppen abrupt aufsprang und Bokma nach hinten in den Sand fiel. Die Tonne kippte mit ihm um. Hunderte von kleinen Fischen rutschten aus dem Fass. Heringe, das Silber des Meeres. Brioche warf sich sofort in den Fischhaufen und aalte sich lustvoll.

Bokma stand auf, schlug sich den Sand von den Hosen und stieß den Hund beiseite. Dann stutzte er. Zwischen den Heringen glänzten kleine kompakte Päckchen, dick verschweißt in helle Folie. Bokma griff nach einem, drückte es mehrmals zwischen Daumen und Zeigefinger und roch schließlich daran. Fisch. Brioche schaute eifrig jeder seiner Bewegungen hinterher, dass die Sabberfäden an seinem Maul immer länger wurden. Bokma überlegte nur kurz. Dann riss er eines der Päckchen auf. Weißes Pulver brach heraus. Er tippte mit dem Finger hinein und probierte. Es schmeckte

bitter. Er kannte den Geschmack aus der Zeit, als er noch zur See fuhr.

Bokma hatte früher als Erster Offizier auf den Fährschiffen der Olau Line gearbeitet, die einst zwischen Vlissingen und dem englischen Sheerness verkehrten. Dann wurde er Kapitän und steuerte Containerschiffe durch die Nordsee. Danach verheuerte er sich zwar auf weitere Frachtschiffe, die das Mittelmeer, den Indischen Ozean und den Pazifik kreuzten oder die Amerikaroute nahmen. Doch die Westerschelde blieb immer seine seefahrerische Heimat. Und schon damals war sie bei Kokainschmugglern beliebt.

Bokma wog die Päckchen in seinen Händen, um das Gewicht zu prüfen. Sie waren etwa ein Pfund schwer, jedes im Wert von einigen hunderttausend Euro, schätzte er. Nach Marktpreis vielleicht sogar zwei oder drei Millionen.

Er blickte nachdenklich in die raue See. Krachend und klatschend entluden sich die schäumenden Wellen vor ihm. Der Wind riss den Schaum der Kronen gleich wieder in die Höhe, pustete ihn auseinander und verteilte ihn wie kleine Wölkchen am Strand, bis diese im Nichts zerstoben. Weit hinten konnte Bokma die spärlichen Umrisse eines grauen Frachters ausmachen, der die Westerschelde hinaus ins offene Meer verließ, ein Pünktchen bloß, das gleich im konturlosen Übergang von wütendem Wasser und zornigem Himmel verschluckt würde. Für einen Moment riss das dunkle Wolkenband auf, und Sonnenlicht schoss hindurch.

Bokma drehte sich um. Im Strandpavillon De Zeeuwse Riviera kurz vor den Dünen, die hier so steil wie nirgendwo anders auf der Halbinsel zum Strand hinabfielen, brannte nur spärlich Licht. Der Pavillon mit seinem Restaurant stand auf meterhohen Holzpfählen, um vor der Flut geschützt zu sein. Niemand war auf der großen hölzernen Außenterrasse zu sehen, keiner, der sich den Kopf vom Sturm durchpusten lassen wollte. Am Fahnenmast auf der Terrasse knatterte die rote Warnflagge im Wind.

Bokma überlegte. Entweder hatte eine Welle die Tonne von Bord eines Bootes gerissen, oder jemand hatte sie absichtlich ins Meer geworfen, um zu verhindern, dass der Zoll sie fand. Doch seit wann schmuggelten die Händler ihre Drogen in Fischtonnen, fragte er sich. In den vergangenen Jahren versteckten sie ihre Ware meist in Kisten mit Früchten aus Südamerika. Das war allgemein bekannt. Bokma packte die Fische und Päckchen wieder in die Tonne.

Da fiel ihm ein merkwürdig geformter Hering auf. Er steckte etwas tiefer im Fass und wirkte breiter und länger als die anderen, obwohl er offensichtlich keinen Kopf mehr hatte. An dem Stumpf mit seinen länglichen, dünnen Ausbuchtungen klebte Blut. Bokma griff danach. Kaum hatte er ihn angehoben, ließ er ihn entsetzt wieder ins Fass fallen. Es war kein Fisch. Es war eine abgeschlagene Hand. Bokma erstarrte für einen Moment. Dann nahm er den Deckel, schloss die Tonne und schleppte sie zum Aufgang der langen Holzterrasse. Sie führte über die Dünen zu seinem Haus. Er würde die Tonne mitnehmen und die Polizei verständigen. Dass er bereits beobachtet wurde, ahnte er nicht.

Am selben Tag, es war der 4. März, betrat Kommissar René-Anton Polderman, eine hünenhafte Gestalt, gegen neun Uhr das Café Tramhalte am Nieuwendijk in Vlissingen. Das Café war von der Polizei weiträumig abgesperrt worden. Schaulustige standen um das weiß-rote Flatterband, zwei Fotografen vom Provinciale Zeeuwse Courant, kurz PZC, suchten Motive, ein Journalist befragte die Anwohner, ein Team des regionalen Fernsehens machte einige Aufnahmen. Drinnen im Café schauten die zwei Kriminaltechniker in ihren weißen Schutzanzügen den Kommissar irritiert an. In seiner rechten Hand hielt er eine angezündete Sumatra-Zigarre, während die linke lässig in der Seitentasche seines zweireihigen Wintermantels steckte. Der üppige Kunstpelzkragen umrahmte sein gerötetes Gesicht mit dem ergrauten kurzen Spitzbart und dem gezwirbelten Moustache wie eine barocke Halskrause. Auf dem Kopf trug er einen schwarzen Fedora mit Hutband, breiter ovaler Krempe und den exakt gleichen Einbuchtungen an beiden Seiten der Hutkrone.

»Und? Sind Sie fertig?«, fragte er die Männer mit einem Grinsen.

»Nach was sieht es denn aus?«

Sie schüttelten genervt den Kopf und packten ihre Sachen weiter zusammen.

Kommissar Polderman schaute sich um, bis er seine Assistentin, Polizeiagentin Willa Carice Minderhout, entdeckte.

Sie hatte auf ihn gewartet und blickte ihn ausdruckslos an. Das dunkle, dicke Haar trug sie zu einem Zopf nach hinten gebunden. Sie war mehr als einen Kopf kleiner als der Kommissar und schwächlicher. Doch sie wirkte durchtrainiert. Ihre Gesichtszüge waren ernst, die Wangenknochen ausgeprägt, die Lippen voll, die Nase prägnant. Ihre Haut hatte einen

dunklen Teint, ein Erbe, auf das sie stolz war. Ihre Mutter stammte aus Curaçao, der größten Insel der niederländischen Antillen, und hatte vor über fünfunddreißig Jahren ihren zeeländischen Vater geheiratet.

Polderman nickte ihr wortlos zu und ging mit hinter dem Rücken verschränkten Armen zu den beiden Toten weiter hinten im Raum. Sie lagen blutüberströmt auf dem Boden. Es waren Bram und Fenna de Geer, die Pächter des Café Tramhalte. Polderman kannte sie. Er war in seiner dreißigjährigen Karriere als Ermittler in Zeeland schon vielen begegnet. Vor allem kannte er die Wirte der Kneipen und Nachtclubs. Er liebte es, auszugehen, sich in Gesellschaft zu zeigen und zu amüsieren. Das Café Tramhalte war zwar nicht sein *stamkroeg*, sein Stammlokal, aber gelegentlich zeigte er sich auch hier.

Der Kommissar dehnte den Hals nach links und rechts, das tat er immer, wenn er nicht recht wusste, was er als Nächstes tun sollte, bis sein Nacken knackte. Dann steckte er sich die erloschene Zigarre wieder an. Mehrere Stühle waren umgefallen, zwei Tische verschoben, die Scherben zerbrochener Biergläser lagen verstreut auf den Holzbohlen des Bodens. Die Schranktüren hinter dem Tresen standen offen, Schubladen hingen heraus, die Metalllade für das Wechselgeld der Kasse war aufgebrochen. Polderman beugte sich über Bram, einen etwa fünfundvierzig Jahre alten Mann. Er lag flach auf dem Rücken, die Beine gestreckt, die offenen Augen starrten an die Decke. Das Gesicht hatte einige blutige Schrammen, vielleicht von einem Fausthieb, vielleicht von einem Bierglas. Am Hals klaffte eine gewaltige Fleischwunde, das Hemd war vom Kragen bis zur Brust dunkelrot eingefärbt, das Blut in den Boden eingesickert. Links und rechts vom Bauch waren in der Blutlache zwei Abdrücke zu erkennen. Wie beim Kartoffelstempeln, dachte Polderman, nur halt größer. Es waren wahrscheinlich die Abdrücke von Knien. Der Täter muss auf ihm gesessen haben. Der Kommissar nahm einen kräftigen Zug aus seiner Zigarre.

Dann ging er zu der Toten, Fenna de Geer. Sie lag vor der Treppe, die in die erste Etage hinauf zu den Privaträumen führte. War sie von oben gekommen, oder wollte sie nach oben gehen? Polderman rieb sich das Kinn. Ihr Körper wirkte verdreht, die Beine waren angewinkelt. Sie war jünger als Bram und hübsch. Ihre blonden, langen Haare lagen ausgebreitet um ihren Kopf wie ein Heiligenschein. Ihre Augen waren geschlossen, der volle Mund leicht geöffnet. Sie trug eine schwarze Leggings, aber keine Schuhe und Strümpfe. Ihr schwarzes Langarmshirt war an der Brust zerrissen, verklebt mit Blut. Es mussten etliche Messerstiche gewesen sein. Auch am Hals. Manche Schnittwunden waren flach. Entweder sollten sie dem Opfer nur Schmerzen zufügen und nicht sofort den Tod. Oder der Täter hatte sich zunächst nicht getraut, richtig zuzustechen. Polderman nahm wieder einen Zug aus seiner Zigarre. Er machte eine kurze Denkpause.

Plötzlich drehte er sich um und brüllte: »Minderhout!« Er rief so laut und krächzend nach seiner Assistentin, dass sich seine Stimme überschlug und er husten musste.

Minderhout nahm sofort Haltung an. »Ja, Commissaris?«

»*Godverdomme*«, fluchte Polderman und hustete noch einmal, »stehen Sie nicht rum.«

Minderhout ging zur Bar und brachte ihm ein Glas Mineralwasser.

Polderman kippte es in einem Zug herunter. Ohne sie anzuschauen, reichte er ihr das leere Glas und sagte mit gewichtiger Miene: »Hören Sie gut zu, Minderhout, die meisten Verbrechen sind banal.« Er hielt für drei, vier Sekunden dramatisch inne. »Dieses hier ist es nicht.« Dann lächelte er ahnungsvoll.

Minderhout sah ihn nur stumm an.

Polderman zog an seiner Zigarre, während sein Blick an die Decke wanderte. In der Ecke fehlte die Überwachungskamera. Nur ein Verbindungskabel hing noch an der Aufhängevorrichtung.

»Nun«, setzte er wieder an und zwirbelte an seinem Moustache, »dann sagen Sie mir doch mal, was hier passiert ist.« Er drehte seine Zigarre geschickt zwischen den Fingern und betrachtete sie lauernd.

Minderhout sammelte sich kurz. »Die Rechtsmediziner haben bereits alles aufgenommen.« Sie sprach zögerlich, als ob sie sich genau überlegte, was sie sagen wollte. »Sie haben mehrere Messerstiche im Brustbereich der Frau gezählt, etwa neun, ein zehnter traf die Halsschlagader. Der Mann hingegen ist mit einem einzigen Stich ins Herz getötet worden.«

»Das weiß ich selbst«, polterte Polderman barsch. »Ich will wissen, was hier passiert ist. Sagen Sie bloß, Sie haben noch nicht darüber nachgedacht?« Er schaute die Polizeiagentin theatralisch an.

Minderhout blieb ruhig.

»Ist Ihnen zum Beispiel noch nicht aufgefallen, dass die Frau hier in einer Art Nachtgewand liegt und ihr Mann noch angezogen ist? Zwei Tote, ein Doppelmord, ein Café, mehrere Messerstiche. Klingelt es da nicht bei Ihnen?«

»Doch, Commissaris«, wandte Minderhout stoisch ein, »das ist mir aufgefallen.« Sie räusperte sich. »Und ja, Commissaris, ich weiß, welchen Fall Sie meinen. Den Raub mit zweifacher Todesfolge in der Nacht vom 3. auf den 4. März 1937 im Café Keersluis. Auch hier in Vlissingen.«

Der Keersluis-Mord galt als der mysteriöseste Fall Zeelands im 20. Jahrhundert. Der Wirt Jan Lauwereins und seine Ehefrau Maria van der Staal wurden am Morgen des 4. März in ihrer Kneipe in der Nähe des Hafens erstochen aufgefunden. Die Ermittlungen zogen sich, der Zweite Weltkrieg brach an. Der Fall konnte nie gelöst werden.

»Aha!«, rief der Kommissar schulmeisterlich. »Und es kommt Ihnen hier nichts merkwürdig vor? Sehen Sie nicht vielleicht einen Zusammenhang zwischen den Fällen?«

Minderhout hielt inne in der Erwartung, dass ihr cholertischer Vorgesetzter gleich richtig aus der Haut fahren würde.

Doch es passierte nichts. Endlich sagte sie: »Nein, Commissaris, keinen.«

Polderman schaute sie entgeistert an. Pikiert drehte er sich schließlich um und ging einige Schritte durch das Café. Dann sagte er ungehalten: »Sie kennen den Fall nicht gut genug, sonst wäre Ihnen aufgefallen, dass alles ähnlich ist.« Abermals ging er einige Schritte wuchtig auf und ab, dass der Holzboden bei jedem seiner Schritte knarrte.

Minderhout stand ungerührt da.

»Wer hat die Leichen als Erster entdeckt?«, raunzte Polderman in den Raum und zog an seiner Zigarre.

»Der Zeitungsbote«, antwortete Minderhout, »ein gewisser Adriaan Lijnse. Die Eingangstür des Cafés stand offen. Das kam ihm verdächtig vor, und so ging er hinein und fand die beiden Toten. Wir haben seine Zeugenaussage festgehalten.«

»Was ist gestohlen worden?«

»Das wissen wir noch nicht. Aber die junge Bedienung des Cafés hat uns eine Liste der Gäste zusammengestellt, die gestern noch hier waren, als sie das Café bei ihrem Dienstende verlassen hat. Es waren wohl alles Stammgäste.« Sie reichte ihm ein Stück Papier, auf das einige Namen gekritzelt waren.

Polderman nahm es und las. Es waren nur wenige Personen vermerkt. Er schaute konzentriert. Doch auf einmal hellte sich sein Blick auf. Einen Namen kannte er gut, sehr gut sogar. Er grünte vor sich hin und sagte: »Minderhout, Sie gehen jetzt auf der Stelle zu diesem Herrn hier.« Er tippte mit dem Finger auf die Liste: »Jakob Bokma!«

Er hob die Augenbrauen und schürzte vergnügt die Lippen. »Gucken Sie nicht so, machen Sie schon.« Dann nahm er einen tiefen Zug aus seiner Zigarre und ließ den Rauch genüsslich hoch unter die Decke des Cafés steigen.

Bokmas Ferienhaus stand so hoch in den Dünen, dass es von der Landseite der Halbinsel Walcheren schon von Weitem zu sehen war. Es war ein kleines Backsteinhaus mit weißer Fassade. Es besaß eine Veranda aus Holz und ein spitzes Dach mit roten Ziegeln. Drum herum wucherten das Dünengras und der Strandroggen mit seinen graublauen Halmen. Einen angelegten Garten gab es nicht, auch keinen Zaun. Bokma mochte die geschleckten Gärten seiner Nachbarn unten im Dorf nicht, diese Miniparkanlagen mit ihren weißen, knirschenden Kieswegen, den penibel angelegten Beeten und knallgrünen Rasenflächen. Nutzloses Gras war das, dachte er, Gras, das man noch nicht mal rauchen konnte. Wiesen so tot wie Garageneinfahrten.

Vorne zum Weg neben dem weißen Flaggenmast hatte er zwei Pfosten in den Boden geschlagen und dazwischen ein kleines Holztörchen montiert, das nur dafür da war, dem dunkelgrünen Briefkasten eine Befestigung zu bieten. Das Meer war von hier aus nicht zu sehen, denn die dahinterliegenden Dünen türmten sich noch höher auf als die Düne, auf der sein Haus stand. Insgesamt waren es die höchsten in Zeeland. Bokma konnte aber von hier aus das Meer hören. Er liebte dies alles, das Spiel des Windes, die Abgeschiedenheit seiner Düne, das Rauschen der See.

Vor wenigen Minuten war er vom Strandgang mit Brioche zurückgekommen. Die Tonne war so schwer gewesen, dass er sie die Hälfte des rutschigen Fußweges über die Anhöhe rollen musste. Er hatte überlegt, sie gleich in sein Auto, einen alten beigefarbenen Renault, eine Fourgonnette von 1983, zu verfrachten. Wegen seiner großen Heckklappe war es leicht, schweres Gepäck in den Kastenwagen zu laden. Doch der Renault stand den Weg hinunter am Duinweg. Und Bokma

hatte sich zu durchgefroren gefühlt, um weiterzugehen. Bei jedem Schritt spürte er, wie seine Füße in den nassen Gummistiefeln unangenehm rutschten und knirschten. So hatte er die Tonne zunächst einmal über die Veranda am Eingang des Hauses in die Küche gehievt. Erst da fiel ihm auf, dass er seit zwei Tagen nicht mehr abgewaschen hatte. Das Geschirr stapelte sich in dem altmodischen Spülstein. Er ließ die Sachen stehen und schob die Tonne hinter die Tiefkühltruhe.

Gerade als er sein Gesicht vom Salzwasser und die Hände vom Fischgeruch befreit hatte, klingelte es an der Tür. Er schlurfte zum Hauseingang und öffnete die Pforte nur einen Spaltbreit. Sofort schoss der Wind heulend herein. Als er die Haustür weiter aufmachte, sah er eine Frau in blauer Polizeiuniform, etwa einen Kopf kleiner als er. Den Schirm ihrer Kappe hatte sie weit ins Gesicht gezogen. Der dunkle Teint ihrer Haut glänzte vom Regen. An ihrem Hinterkopf ragte ein dunkler Zopf hervor. Die blaue Jacke, über die in Brusthöhe ein gelb leuchtender Streifen verlief, wirkte genauso durchnässt wie die blaue Hose. Auch ihre Stiefel tropften. Bokma fiel sofort die Leiterschnürung an den Schuhen auf. Er kannte diese Schnürung vom Militär.

»Hoi«, sagte er schließlich, »wie kann ich Ihnen helfen?«

Minderhout stellte sich kurz vor, fragte anschließend nach Bokmas Namen und bat angesichts des schlechten Wetters, doch endlich eintreten zu dürfen. Brioche schnüffelte neugierig an ihren Stiefeln. Bokma zog den Hund zurück und ließ die Polizistin herein. Es gefiel ihm nicht, wie sie ihn und seine Sachen observierte, seine nassen Schuhe, die in der Diele standen, seine seewasserdurchtränkte Hose, an der sich bereits einige Salzlinien abzeichneten, den Schweiß, der sich an den Ärmeln seines Hemdes fleckig ausgebreitet hatte, seine Haare, die nass und fransig an seiner Stirn klebten.

Mit einem unmerklichen Lächeln sagte sie schließlich:
»'t Is stille waer as 't nie waoit.«

Bokma verstand nicht viel Zeeländisch. Wo es nicht weht,

da ist es still, musste es wohl bedeutet haben. Er war im Norden der Niederlande groß geworden und hatte mit dem südlichen, weichen Dialekt der Zeeländer seine Mühe.

»Ja, ja«, erwiderte er knapp, »das Wetter.«

»Keine Sorge«, antwortete sie prompt, »ich kann gar kein richtiges Zeeländisch. Da ist mein Papiamentu schon noch besser.« Sie grinste, dass ihre weißen Zähne blitzten. Papiamentu war eine Mischung aus Portugiesisch, Spanisch und Niederländisch und die Sprache der Einheimischen auf Curaçao.

Bokma schaute sie überrascht an, lächelte etwas verkrampft und bat sie in die Wohnkammer. Sie war geräumig und hell. Ein breites beigefarbenes Sofa mit großzügigen Polstern und einigen braun-weiß gefleckten Kuhfellkissen stand neben zwei seegrünen Loungesesseln. Dahinter ein Schränkchen. Einen Fernseher gab es nicht. Geräusche durchzogen das Haus, ein Knacken in den Heizungsrohren, ein Rumpeln vom Kühlschrank, ein Rauschen im Kessel. Im offenen Kamin lagen noch ein paar verkohlte Holzscheite vom Vortag. Daneben links an der Wand hingen einige Barometer, Polymeter, Thermohygroskope und Kompassse in Holzgehäusen in scheinbar zufälliger Anordnung. Rechts ergänzten verschiedene Schiffschronometer, manche aus Messing, andere verchromt, manche mit Bullaugenuhrengehäuse und einige im flachen Holzrahmen, Bokmas nautische Sammlung. Direkt gegenüber hing an der glatt verputzten weißen Wand nur ein einziges, sehr großes Gemälde. Es zeigte die Seeschlacht von Michiel de Ruyter, dem zeeländischen Admiral und Nationalhelden, gegen die Flotte des Grafen Jean d'Estrées. De Ruyter, ein geborener Vlissinger, bezwang 1673 die französischen und englischen Schiffe vor der Insel Texel. Seine Kämpfe waren als die Seeschlacht von Kijkduin in die Geschichte eingegangen.

Minderhout schritt an dem Gemälde vorbei, als ob sie dem Admiral noch einmal ein Defilee bieten wollte, ging auf das